

# Familie als Lern-Ort für den Generationendialog

Autor(en): **Rickenmann, Agnell**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thema-Bulletin = Bulletin thématique / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **5 (2004)**

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833121>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## FAMILIE ALS LERN-ORT FÜR DEN GENERATIONENDIALOG

Agnell Rickenmann

Statistiken haben es auch in den vergangenen Jahren erwiesen: Die Familie ist trotz aller alternativer Lebensgestaltungsformen (Patchworkpartnerschaften mit Nachkommen, Singledasein, Lebensabschnittpartnerschaften etc.) nach wie vor die tragende Sozialinstitution, die für unsere Gesellschaft wesentlich zur Sozialisierung junger Menschen, aber auch Erwachsener im Erwerbsleben oder im Rentenalter beiträgt. Damit ist der Familie eine zentrale Rolle im Vermitteln sozialer Kohäsionsfähigkeit in unserem Volk zuzuschreiben. Dies ist an sich nichts Neues! Doch sind wir gewohnt, dass in den letzten Jahren viele solcher Kohäsionsfaktoren auseinander gebrochen sind – worunter auch die Geschlossenheit des klassischen Familienbildes fällt. Die aktuelle Diskussion um den Generationendialog scheint mir ein Indiz dafür zu sein, dass das Auseinanderbrechen der gesellschaftlichen Konsensfindung weiter geht und grundlegende gesellschaftsbildende Wertfragen berührt. Sicher, die Gesellschaft entwickelt sich weiter in Richtung Pluralismus und Globalisierung, um Schlagwörter zu nennen. Doch muss dies automatisch mit dem Verlust der Gewichtung klassischer Werte, zu denen ich auch einen funktionierenden Generationendialog zähle, verbunden sein?

Ein funktionierender Generationendialog ist unzweifelhaft ein Wert von unterschiedlicher Tragweite: Zum einen betrifft er den direkten unmittelbaren menschlichen Kontakt unter den Generationen, des weiteren den Austausch von Erfahrung auf beruflicher und sozialer Ebene, das Lernen des Respekts vor Institutionen, die den Rechten und Bedürfnissen der verschiedenen Generationen Rechnung tragen und schliesslich die Einsicht, dass ein aktives Engagement für die genannten Institutionen (etwa die AHV) nicht nur der anderen Generation zu gute kommt, sondern letztlich ein Kapital für die eigene Generation ist. Es scheint mir deswegen wichtig, zu fragen, wie denn ein funktionierender Generationendialog aussehen soll?

Ein funktionierender Generationendialog muss doppelt reziprok, oder anders gesagt in einer gegenseitigen Selbstvergewisserung verankert sein. Folgendes ist damit gemeint: Zum einen muss ein Mensch aus seiner eigenen Lebensgeschichte heraus zur Wertschätzung von Menschen und zur Kommunikation mit Menschen anderer Generationen fähig sein; so etwa ein Kind im Umgang

mit seinen Eltern, Grosseltern oder Urgrosseltern, Verwandten, Bezugspersonen oder Bekannten anderer Generationen. In dieser auf Erfahrung basierenden Kommunikationsfähigkeit fühlt sich auch ein Mensch einer anderen Generation seinerseits verstanden oder wenigstens wahrgenommen. Dies ist die erste Hälfte der doppelten Reziprozität. Die zweite betrifft den Kommunikationspartner der anderen Generation, sei er nun jung oder alt: Auch sie oder er muss mit ihren oder seinen Erfahrungen ein Minimum an Empathie für das Gegenüber aufbringen. Nur dank dieser wiederum wird Kommunikation und Dialog im eigentlichen Sinne gelingen, indem sich das Gegenüber im eigenen Mitteilen spiegeln kann, zustimmend oder ablehnend. In dieser in einander verschränkten Spiegelung spielt sich der Generationendialog auf allen Ebenen ab: In der eigenen grundlegenden Lebenserfahrung, im Berufsleben und in der Öffentlichkeit, im Sozialverhalten und dem Umgang mit der eigenen Endlichkeit sowie dem Werteverständnis und der Achtung jeglichen Lebens vom Anfang bis zum Ende. Es stellt sich bloss grundsätzlich die Frage: Wo soll diese doppelte Reziprozität gelernt und erfahren werden?

Wer von Lernen redet, denkt an Schule, an Kindheit und Jugend. Doch noch vor der Schule und auch während der Schul- und Lernzeit, in der grundlegende Erfahrungen für das Leben vermittelt werden (auch später geht das Lernen selbstverständlich weiter – aber anders) steht jene Institution, die zunächst biologisch und soziologisch normalerweise jenes Urvertrauen legt, die Lernen erst ermöglicht. Ich meine damit das stabile Beziehungsgeflecht der traditionellen Familie, in der Werte wie Vertrauen, Zuneigung, Geborgenheit zumeist unhinterfragt erfahren werden können. Ich möchte nicht ausschliessen, dass andere stabile Beziehungsformen auch solche Werte und Erfahrungen vermitteln können. Doch hat sich über die Jahrtausende die biologisch gegebene Lebensgemeinschaft von Mann und Frau mit deren Kindern und allenfalls Kindeskindern vorzüglich bewährt.

Meines Erachtens liegt in der modernen Lebensform der Generationengettoisierung, die wir unbedacht bereits im vergangenen Jahrhundert mit der Amerikanisierung unserer Kultur übernommen haben ein Doppeltes: Zum einen störte diese Lebensform selber den Dialog zwischen den Generationen ursächlich und zum Zweiten brachte sie eine neue Situation in die bürgerliche Kleinfamilie. Diese funktionierte paradoxerweise – trotz Emanzipation plötzlich in Generationenbruchteile klinisch steril segmentiert – streng nach Geschlechterrollen: Ich meine damit die gängige Familienstruktur seit der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kleinkinder wurden oft von der

Mutter gehätschelt und auf den «Ernst des Lebens» vorbereitet. Im Vorschulalter besuchten Kinder den Kindergarten und sie begannen ihre eigenen Wege zu gehen. In der Schule, die mehr oder weniger lang dauerte, lebten die Teenies und Jugendlichen oder jungen Erwachsenen autonom in einer anderen Welt als ihre Eltern. Von der Vaterrolle erhielt diese Generation wenige Impulse, da dieser streng patriarchisch als Familienernährer von seiner Arbeitswelt absorbiert wurde und sozusagen nicht in Erscheinung trat. Gelegentliche Vermittlungsversuche zwischen den «Welten» beschworen oft Konflikte der «Lebenswelten» herauf. Grosseltern lebten als «Gruffies» sowieso in einer nicht mehr kommunikablen Welt. Überkommene Werte der älteren Generation wurden in Frage gestellt und zum Teil über Bord geworfen: Beispielsweise Solidarität der Gesellschaft gegenüber, religiöse Denk- und Verhaltensmuster (zum Teil wohl schon zuvor brüchig geworden), selbstverständlicher Stolz auf die Schweiz und die Bereitschaft für das «Vaterland» Militärdienst zu leisten.

Was der Staat und viele Vereine gegenwärtig in einer zunehmenden Desolidarisierung erleben, machten beispielsweise die Kirchen als sensible Wertebarmometer bereits vor dreissig Jahren durch. Sicher sind mit dieser Beschreibung nur die Lakunen der genannten Zeit und ein grundsätzlicher Trend charakterisiert. Doch was damals in Ansätzen gelebt wurde, erntet die Gesellschaft nun als tägliche Früchte des heutigen Lebens: Egozentrische Formen von Individualismus, Verlust der Werteorientierung an jenen Grundeinsichten, welche die abendländische Kultur stark gemacht haben. Verbunden mit dieser Verunsicherung ist auch jene um die Vermittlung von Werten an die kommende Generation.

Damit stellt sich fast automatisch auch die Frage des Generationendialoges. Wenn eingangs festgestellt wurde, dass die Familie nach wie vor der grösste Sozialisationsfaktor für unsere Gesellschaft darstellt, so scheint es doch ein Gebot der Stunde zu sein, diese nicht nur finanziell zu unterstützen, sondern sie als Kulturinstitution auch ideell entsprechend zu privilegieren, zumal aus ihr der wesentliche Anteil des Fortbestandes unserer Gesellschaft stammt: Nämlich die Nachkommen. Es ist hart zu sehen, wie in der politischen Landschaft die gesellschaftliche Privilegierung dieser Lebensform mehr und mehr schwindet und gesetzlich nivelliert wird auf die Ebene anderer unklarer Lebensformen.

In der klassischen Familie lernt das Kind die Elterngeneration schätzen und kritisieren und kennt deren Anliegen – oft auch noch jene der Gross- und Urgrosseltern. Umgekehrt wissen beispielsweise Grosseltern durch den ganz

natürlichen Kontakt um das Interesse ihres Enkels (oder ihrer Enkelin) für Computerspiele und Ähnliches. Sicher gibt es andere Berührungsformen und Möglichkeiten des Kennenlernens. Doch diese durch familiäre Bande auf natürliche Weise vereinfachte, institutionalisierte und zugleich verbindliche Begegnung wird schwerer zu vermitteln sein. Wollen wir einen tragfähigen Generationendialog auch für die Gesellschaft schaffen, so ist es notwendig, jene Gefäße zu schützen und zu fördern, die natürlich darum besorgt sind und dazu gehört zweifellos die klassische Familie. Klare Signale aus der politischen und kulturellen Welt könnten helfen diese Institution zu stützen auch und vor allem ideell, damit auch in Zukunft ein Generationendialog möglich ist – weil die Familie als Lern-Ort dafür noch existiert! Damit schafft sich die Gesellschaft auch ein natürliches Potential für die Zukunft.